

dtv

Charlotte Wiedemann

DER NEUE IRAN

Eine Gesellschaft tritt
aus dem Schatten

Mit farbigem Bildteil
und einer Karte

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



2. Auflage 2017

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2017 Charlotte Wiedemann (auch für die Fotos im Innenteil)

© Karte: Peter Palm

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Esta

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28124-9

Inhalt

Vorwort: Selbstbild, Fremdbild	7
Erinnerungen an 1978/79.	
Über Glück, Schmerz und Schweigen	17
Lebenskunst. Oder: Die stille Regie des Alltäglichen	45
Geist und Macht. Von Bühnen, Boheme und Zwischenwesen	69
Volksislam, Staatsislam. Ein Tagebuch aus dem Trauermonat	91
Die Kraft der Spiritualität. Mit Imam Ali gegen Hinrichtungen	125
Traumata. Krieg und Isolation im kollektiven Gedächtnis	144
Umkämpfte Bilder. Über Ästhetik, Propaganda und Narzissmus	171
Esthers Vermächtnis. Das beinahe normale Leben von Juden in Iran	186
Das imperiale Syndrom. Vielvölkerstaat und Ariermythos	206
Vater I: Eine verbotene Liebe	233
Vater II: Die Kinder von Schariati	243
Welche Moderne? Über Technologie, Fortschritt und Teilhabe	253
Ausblick	278

Anhang	281
Zeittafel	283
Das System der Islamischen Republik Iran	285
Literatur	286
Dank	288

Persischsprachige Namen von bekannten Persönlichkeiten wurden nach der deutschen Aussprache transkribiert. Sonstige Begriffe halten sich näher an der international üblichen Umschrift. Auf eine durchgehende wissenschaftlich korrekte Transkription wurde aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet.

Vorwort: Selbstbild, Fremdbild

Von meiner ersten Reise durch Iran, rund dreizehn Jahre ist das nun her, blieb mir eine Begegnung besonders in Erinnerung. Ich saß in einer großen Familienrunde, Ärzte, Ingenieure, obere Mittelschicht. Das Gespräch begann mit einem Auftrag: »Bitte schreiben Sie Folgendes«, sagte eine Kinderärztin resolut: »Die Iraner sind beleidigt über das Bild, das im Westen von unserem Land gezeichnet wird. Alles, was hier schlecht ist, wird bei Ihnen aufgebaut, und was gut ist, erwähnen Sie nicht.«

Alle um den Tisch stimmten ein, verteidigten den Iran, kritisierten den Westen. Erst als ich dies auf gebührend vielen Seiten meines Blocks notiert hatte, nahm das Gespräch abrupt eine andere Wendung. Nun wurde auf das politische System geschimpft, in allen erdenklichen Tonlagen, und der schlimmste Vorwurf lautete: Die Mullah-Regierung ist die zweite Invasion der Araber.

Es gibt in Iran ganz andere politische Milieus, andere Meinungen, andere soziale Schichten. Doch viele Iraner teilen den Grundton, den ich von dieser Begegnung an einem Nachmittag in Isfahan mitnahm: Achtet uns!

Nationalstolz, ein waches Gefühl von Kränkung und eine Prise Hochmut: Diese Mischung habe ich immer wieder angetroffen.

Selbstbild, Fremdbild – wie die Iraner sich selber sehen und wie sie aus dem Westen betrachtet werden, das ist der Ausgangspunkt dieses Buches. Es ist ein Buch über ein oftmals missverstandenes Land: unverstanden in seinem Selbstbewusstsein wie auch in seinen Ängsten. Eine Nation von achtzig Millionen Menschen, auf

Distanz und Autonomie ebenso bedacht wie auf Respekt und Anerkennung.

Ihren ausgeprägten Nationalstolz schöpfen Iraner vor allem aus der Ära vor der Ankunft des Islam. Das Persische Reich war das erste Großreich der Antike, daraus speist sich noch heute ein »imperiales Syndrom«, wie der iranische Philosoph Ramin Jahanbegloo sagt. Jedes Kind wächst in die kollektive Erinnerung an eine großartige Vergangenheit hinein und trägt sie weiter, in einer Gegenwart, die von Sorgen und Zweifeln geprägt ist.

Wir in Europa haben wiederum lange gebraucht, um unser Bild vom frühen Persien (das man auch den alten Iran nennen kann) von den Vorurteilen zu befreien, die aus griechischen und biblischen Quellen kamen und unseren Bildungskanon bestimmten. 333, bei Issos Keilerei, hieß es in der Schule, Griechen gegen Perser, und die Griechen waren unsere Leute. Heute wissen wir mehr darüber, welche kulturellen Leistungen das weite trockene Land zwischen Kaspischem Meer und Persischem Golf bereits im Altertum hervorgebracht hat, darunter die künstliche Bewässerung. Trotzdem fehlt uns das Gespür für die historische Geografie, für die gestaltende Rolle der iranischen Reiche in einem großen Teil der östlichen Welt.

Über viele Jahrhunderte war Iran weitaus größer als der heutige Staat, in dessen Fläche Deutschland immerhin noch viereinhalb Mal hineinpasst. Unter Iran verstanden die Menschen in der Antike auch Regionen, die nun längst zu anderen Staaten gehören, zu Afghanistan, Pakistan, Turkmenistan, Usbekistan, Tadschikistan und Kirgistan. In deren Namen klingt etwas Gemeinsames wieder, die Endung -stan bedeutet im Persischen Heimat, Land, Ort. Iran wurde zum Durchzugsgebiet von Völkern, zum Schmelztiegel von Zivilisationen. Und es ist heute ein Vielvölkerstaat, in dem zehn Sprachen oder mehr gesprochen werden.

Nur für jeden Zweiten ist Persisch die Muttersprache.

Das Fremde abwehren oder es verherrlichen, das sind oft zwei

Seiten einer Medaille. Im 20. Jahrhundert wurde bei uns »Persien« zur Chiffre für Juwelen, Schönheit, Pracht, Verschwendung. Die Kaiserinnen Soraya und Farah Diba füllten die Seiten der Illustrierten; Glitzerbilder, die Herberes kaschierten: die westliche Kollaboration mit der Diktatur in Teheran.

Dann kam die Revolution. Iran schien zu einer Silhouette der Düsternis zu erstarren: unverständlich, unzugänglich, dämonisch.

Wer seitdem bei uns »persisch« sagt, oft mit einem schwärmerischen Unterton, will sich von diesem politischen Iran absetzen, in eine Welt von Rosenwasser, Safran, Teppichmustern; eine konsumierbare Exotik, die uns unsere Ruhe nicht raubt. Das mag vormodern klingen, ist es aber nicht. Dass gerade wir Deutsche so am Begriff »Perser« hängen, hat mit völkischen Ideologien zu tun, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts NS-Deutschland und Iran verbanden. Die Vorstellung, wir gehörten einer gemeinsamen arischen Rasse an, ist bei vielen Iranern noch in diesen Tagen anzutreffen. Sie leiten daraus eine Spezialbeziehung zu den Deutschen ab, die heute nicht anders als damals mancher Geschäftsbeziehung zugutekommt.

Mein Bild von Iran beruht vor allem auf meinen eigenen Erfahrungen. Es ist also der Natur nach subjektiv, auch wenn ich mich um etwas bemühe, was im Fall Iran selten eingefordert wird: Ausgewogenheit. Seit meinem ersten Besuch im Jahre 2004 habe ich das Land unter drei verschiedenen Präsidenten erlebt – wobei das Wort »unter« nicht ganz richtig ist, denn in Iran haben die Präsidenten nie die ganze Macht, manchmal kaum die halbe. Das galt auf je eigene Weise für Mohammad Khatami, einen gescheiterten Reformler, für Mahmud Ahmadinedschad, den Populisten in der beigefarbenen Windjacke, und in jüngster Zeit für den moderaten Hassan Rohani, der die Blockade im langjährigen Streit um Irans Nuklearprogramm überwinden konnte, weil er selbst aus dem Sicherheitsapparat, aus der Mitte des Systems kam.

Ich habe in diesen Jahren das Auf und Ab iranischer Emotionen

mitverfolgt, bleierne Depression, Hoffnung, Ernüchterung, erneute Hoffnung.

Meine erste Beschäftigung mit Iran liegt indes viel länger zurück: Als Studentin ging ich auf Demonstrationen gegen das Schah-Regime und bekam dafür von der Frankfurter Polizei den Kopf blutig geschlagen – so eng war die Freundschaft zwischen der alten Bundesrepublik und dem kaiserlichen Iran. Als ich mit verbundenem Kopf zu Hause lag, zog eine Prozession iranischer Kommilitonen an meinem Sofa vorbei, mit aufgeschnittenen Orangen und kleinen Geschenken. Ich war eine Art Märtyrerin und erlebte zum ersten Mal, wie Iraner das Leiden verehren, wenn es dem Kampf gegen Unrecht geschuldet ist.

Ein Jahrzehnt später begegneten mir die Opfer des neuen Regimes, in einem Deutschkurs, den ich für Asylbewerber gab. Es war Mitte der 1980er-Jahre, die schlimmste Phase der Islamischen Republik. Ich erinnere mich an die Melancholie im Klassenraum. Meine Schüler waren Akademiker mittleren Alters, bebrillte, bedächtige Menschen, die sich zu alt fühlten, um an einem verkratzten Schultisch ein neues Leben beginnen zu müssen. In der Pause brachten mir manche Männer aufgeschnittene Orangen.

Westliche Ausländer berichten oft überschwänglich von der Zuorkommenheit, mit der sie in Iran behandelt wurden. Sie übersehen leicht, wie sich manchmal Iraner untereinander verhalten, wenn sie sich in der Anonymität des Alltags begegnen. Ein Teheraner Taxifahrer, der mich für eine Iranerin hielt, weil ich in der Nähe der Universität in seinen Wagen stieg, blaffte mich rüde an – und zerfloss im nächsten Moment vor Freundlichkeit, als er merkte, dass ich eine Ausländerin war, noch dazu eine Deutsche ...

Das Selbstwertgefühl der Iraner weist viele Brüche auf; ihnen wird in diesem Buch immer wieder nachgegangen, denn sie scheinen mir ein Schlüssel zum Verständnis des Landes zu sein. So gern Iraner auf ihre großartige Geschichte verweisen, so gibt es doch immer wieder Momente, in denen sie sich vor Fremden, besonders

Westlern, erstaunlich kleinmachen. Sich zugleich überlegen und unterlegen zu fühlen, ist ein typisch iranischer Komplex. Das Wort, das die Iraner dafür benutzen, *Oghdeh*, stammt aus dem Arabischen – eine Ironie der Sprachgeschichte: Denn den Arabern, von denen sie einst erobert wurden, fühlen sich viele Iraner ganz besonders überlegen.

Die Geringschätzung von Arabern begegnete mir sogar in der Pilgerstadt Maschhad, die von ihren schiitisch-arabischen Gästen profitiert. Zu meinen, religiöse Kategorien seien entscheidender als alle anderen, ist in diesem wie in so vielen anderen Fällen falsch. An der Rezeption meines Hotels, in dessen Lobby sich die Gäste aus dem Irak und aus Bahrein drängten, ergab sich folgender Dialog.

Rezeptionist: »Wie schön, dass mal eine Ausländerin da ist!«

»Aber Ihr Hotel ist doch voller Ausländer.«

»Das sind doch nur Araber! Die interessieren sich nicht für iranische Kultur.«

»Warum ist das so?«

»Weil sie selbst keine Kultur haben.«

Wenn westliche Besucher besonders zuvorkommend behandelt werden, hat dies noch einen anderen Grund: Viele Iraner wünschen sich sehnlich, die Isolation zu überwinden und wieder als geachtetes Mitglied der Gemeinschaft der Nationen zu gelten. Da es der Westen war, der die Islamische Republik unter Bann gestellt hat, galt jeder westliche Tourist früher als möglicher Vorbote eines Tauwetters. Heute, da Besucher in größerer Zahl kommen, fungieren sie als Kronzeugen einer neuen Zeit.

In Kermanschah, wo sich in den Grotten von Taq-e Bostan berühmte Reliefs aus dem vierten Jahrhundert befinden, halten Iraner ihre Kinder, sogar Babys, fürs Foto erst hoch vor die Reliefs, damit sie eins werden mit den Herrschern und Göttern von damals. Alsdann werden die Kinder fürs Bild links und rechts neben den Touristen postiert, als ergäbe das die Reliefs der Gegenwart.

In derselben Parkanlage sah ich Soldaten in Camouflage-Uniformen, die sich in Blumenbeete hockten, damit ihre Kameraden sie so fotografierten. Blumen und Männlichkeit sind in Iran kein Widerspruch. Ein berühmtes historisches Foto zeigt Sattar Khan, einen Freiheitshelden des frühen 20. Jahrhunderts, mit einer Blüte in der Hand.

Iran fasziniert mich, weil es sich schnellen Deutungen immer entzieht. Dass der Staat die Arbeit ausländischer Journalisten stark einengt, macht die Sache nicht leichter. Die Erschwernisse stets zu benennen, wäre ermüdend; der Leser möge sie mitdenken, zwischen den Zeilen. Vieles konnte ich nur als Privatperson erleben und beobachten; zum Schutz der Betroffenen musste ich manchmal eine Kontur verwischen, die ich lieber klar gezeichnet hätte.

Doch auch jenseits solcher Hürden ist die Islamische Republik für jeden, der sie verstehen will, eine Herausforderung. »Keine andere Gesellschaft der Welt ist so komplex wie unsere.« Das hat Ezatollah Sahabi gesagt, ein prominenter national-religiöser Dissident, ein Häftling zweier Regime; er verstarb vor einigen Jahren. Sahabis Feststellung klang fast stolz; Iraner vermögen sogar darauf stolz zu sein, wie kompliziert sie sind.

Komplex sind die Machtstrukturen und Entscheidungsprozesse, der ständige Konflikt zwischen den theokratischen und den republikanischen Elementen des Systems. Dann die Rolle der Religion, die sich im politischen und im privaten Raum sehr unterscheidet; dazu kommen die Besonderheiten des schiitischen Islam, der bei uns zu Unrecht für fanatisch gehalten wird. Das System hält sich wie ein Perpetuum mobile in einem geheimnisvollen Gleichgewicht der Kräfte; diese Konstruktion gewinnt, wie ich im Kapitel über die Lebenskunst beschreibe, eine gewisse Stabilität unter anderem daraus, dass Vorschriften und Sittenregeln massenhaft verletzt werden.

So hat in einem verwickelten und langsamen Prozess der neue Iran sein Gesicht gewonnen: Er ist pragmatischer, weiblicher,

nationaler und weniger religiös als der Iran der ersten Revolutionsjahre. Die Ansicht, ein neuer Iran würde erst durch die Öffnung des Landes für westliche Unternehmen entstehen, verrät nicht nur Unkenntnis, sondern ist auch verächtlich gegenüber den Menschen in Iran. Es war die stille Macht ihrer alltäglichen Ansprüche, vor allem denen der Frauen, die entscheidend zum Wandel beigetragen haben.

Die Iranerinnen werden von mir deshalb nicht in ein gesonder-tes Kapitel gesperrt. Sie sind Teil des gesamten Panoramas der Gesellschaft.

Westliche Prognosen über die Entwicklung der Islamischen Republik haben sich so oft als falsch erwiesen, dass die Iraner daraus eine Gesetzmäßigkeit abgeleitet haben: »Nur eines weiß man sicher: Was ihr alle vorhersagt, wird garantiert nicht passieren.« Quelle vieler Fehldeutungen ist unser Hang zum binären Denken: Gut oder Böse; für uns, gegen uns; westlich-säkular gegen religiös-fanatisch. Alles, was uns vertraut und schön erscheint, wird als pro-westlich definiert: ob Lippenstift, verrutschtes Kopftuch oder Menschenrecht.

Tatsächlich hat die Frage, wie westlich sie sein wollen und wie sie sich zu einer westlich definierten Moderne verhalten, die Iraner seit mehr als einem Jahrhundert immer wieder umgetrieben. Die Frage begleitet deshalb auch dieses Buch.

Europas Literatur liegt übersetzt in Teheraner Buchhandlungen; Intellektuelle sind mit Kant, Habermas und Hannah Arendt vertraut. Doch die meisten würden die Annahme, sie seien verwestlicht, von sich weisen. Sie bestehen vielmehr darauf, dass sie mit ihrer kulturellen Offenheit die besten Traditionen Irans verkörpern. »Wir befinden uns in der Mitte zwischen Ost und West«, meint Bahman Ghobadi, ein angesehener iranischer Regisseur.

Künstler aus Iran, zumal Frauen, erfahren im Westen oft eine besondere Empathie. Jede Malerin, jede Fotografin erscheint als zerbrechliche Ausnahmefigur, deren Werk allein schon deshalb

leuchtet, weil es aus einem vermeintlichen Reich der Finsternis kommt.

Verklärung ist die kleine Schwester der Dämonisierung. Die schöpferische Gestaltungskraft von Iranern wird in der Türkei, in Russland oder in China ebenfalls gewürdigt, doch im Westen haben Ehrungen im Fall Iran oft eine politische Färbung – viel mehr als bei Künstlern aus anderen Ländern, in denen gleichfalls Menschenrechte chronisch verletzt werden.

Die Sonderstellung resultiert aus westlicher Geopolitik, aber sie hat auch mit der iranischen Diaspora zu tun. Fünf Millionen Menschen mit iranischen Wurzeln leben im Ausland (einhundert-zwanzigtausend in Deutschland), und viele sind der alten Heimat noch nach Jahrzehnten des Exils in Liebe wie in Hass eng verbunden. Vergleichsweise gut gebildet und oftmals wohlhabender als Migranten anderer Communities haben die Auslandsiraner Fernsehsender und Onlinemedien geschaffen, die nach Iran hineinwirken; sie sind in den »Iranian Studies« westlicher Universitäten präsent, in Thinktanks und politischen Parteien. Manche von ihnen haben allerdings das Land seit Kindertagen nicht gesehen und sind mit der heutigen Lebenswirklichkeit wenig vertraut. Ein Teil der Diaspora hat dazu beigetragen, ein veraltetes Iranbild zu konservieren, gezeichnet von Bitterkeit und enttäuschter Liebe.

Der US-iranische Iranistik-Professor Hamid Dabashi, der seine alte Heimat seit Jahren mit Büchern bombardiert, geht in seinem jüngsten Titel ›Iran Without Borders‹ so weit, die Landesgrenzen Irans als fiktiv zu bezeichnen, denn die iranische Nation existiere längst ebenso jenseits der physischen Grenzen und habe von Iranern im Ausland stets entscheidende intellektuelle Impulse bezogen. Ein »Gefühlsuniversum von Heimat«, wie Dabashi es nennt, haben Iraner in der Tat, und die Islamische Republik trägt dazu bei, indem sie niemanden aus der Staatsbürgerschaft entlässt. Der Revolutionsführer gratuliert zum Neujahrsfest den Iranern in aller Welt.

Es war bewegend zu sehen, wie sich außerhalb Irans Dissidenten, Exhäftlinge und Folteropfer für das Abkommen im Nuklearstreit einsetzten, als es durch den Widerstand der US-Republikaner und der israelischen Regierung bedroht war. Die Teheraner Staatsmedien berichteten nicht über den Patriotismus der verlorenen Söhne und Töchter, aber die meisten Iraner wussten durch die sozialen Medien Bescheid.

Die Führung der Islamischen Republik ist von der Vorstellung besessen, der Westen bediene sich fünfter Kolonnen, um das Land zu infiltrieren. Inwieweit es sich dabei um bloße Paranoia handelt oder auch um eine Folge geschichtlicher Erfahrungen, versuche ich anhand der nationalen Traumata zu beantworten. Iran wird bei uns immer wieder als aggressiv porträtiert, doch die historische Prägung des Landes ist eine ganz andere. Iran musste jahrhundertlang den Konkurrenzkampf imperialer Mächte auf seinem Territorium erdulden und schließlich einen westlich orchestrierten Staatsstreich, den kein Iraner vergessen kann.

Diese Erfahrungen haben ein berechtigtes Misstrauen hervorgerufen, auch bei Menschen, die von staatlicher Politik denkbar weit entfernt sind. Mahmud Doulatabadi, der große alte Mann der iranischen Literatur, schreibt über die Ära nach dem Ende der Sanktionen: »Welche Beziehung möchte der Westen mit Iran? Möchte er unsere Ressourcen ausschöpfen, danach ein ausgedörrtes Land zurücklassen, das von unseren wütenden, Steine werfenden Enkeln und Urenkeln bewohnt wird?«

In einer Zeit, da andere Staaten des Nahen und Mittleren Ostens von Zerfall bedroht sind, wirkt Iran vergleichsweise stabil und erfolgreich. Die USA haben ihr Ziel, in Teheran einen »regime change« zu erzwingen, vorerst zurückgestellt. Wird nun, mit fast vierzig Jahren Verspätung, Irans Recht auf einen eigenen politischen Weg anerkannt?

Gewiss: Der Weg, den die Islamische Republik 1979 einschlug, hat die Mehrzahl der Iraner einen entsetzlich hohen Preis gekostet.

Die blutigen Exzesse gegen die Gegner im Inneren wären vermeidbar gewesen; Isolation, Kriegsdrohung und Sanktionsdruck durch den Westen vermutlich nicht. Heute aber verkörpert Iran einen politisch unabhängigen Vielvölkerstaat mit starkem Nationalbewusstsein – das ist rar in einer Welt, deren Kennzeichen gegenwärtig die ethnische und religiöse Parzellierung ist.

Es ist also an der Zeit, dass wir »unsere Augen waschen«, wie es in einer persischen Wendung heißt, und versuchen, dieses Land zu verstehen:

- * Vergegenwärtigen wir uns, wie groß Iran ist! Seine geografische Ausdehnung, seine ethnische Vielfalt und seine komplexe Geschichte machen dieses Land eher zu einem Kontinent. Unsere rein politische Sicht, fixiert auf Teheran, hat Iran künstlich verkleinert.
- * Die Islamische Republik ist nicht archaisch. Vom hohen Bildungsgrad der Frauen über die aktive Zivilgesellschaft bis zur medizinischen Spitzenforschung: Iran ist ein modernes, technikbegeistertes und dynamisches Land.
- * Entsorgen wir endlich die Floskel vom Gottesstaat! Materialismus greift um sich; die Kluft zwischen Arm und Reich ist oftmals tiefer als zwischen Religiösen und Säkularen. Und über die Frage, wie islamisch der Iran der Zukunft sein soll, gehen die Ansichten selbst innerhalb einer Familie häufig weit auseinander.

Die Inspektion dieser uns weithin unbekanntenen Gesellschaft muss mit einem Rückblick auf die tiefste Zäsur jüngerer iranischer Geschichte beginnen, auf 1978/79. Sie muss beginnen mit einer Frage, die in vielen Familien nur ein befangenes Schweigen der Älteren auslöst: Warum habt ihr diese Revolution gemacht? Wie wart ihr damals, und was wolltet ihr?

Ich suchte nach der Revolution in den Erinnerungen der Beteiligten und hörte von Glück und von Schmerz.

Erinnerungen an 1978/79. Über Glück, Schmerz und Schweigen

Ahmad Moqadassi blickte durch das Schaufenster seiner Apotheke hinaus auf den Märtyrerplatz. Er schwieg einen Moment, dann sagte er, ohne mich anzusehen: »Angst bedeutete damals nichts.« Ein Satz, der pompös klänge, würde man ihn nicht zwischen Regalen mit Aspirin und Kinderpuder hören.

Moqadassi war Anfang sechzig, als ich ihn traf; sein Haar war weiß, die Lesebrille baumelte an einer Schnur.

Dort draußen vor seiner Apotheke war die iranische Monarchie zugrunde gegangen, an einem Septembermorgen des Jahres 1978. An den Tagen zuvor hatten sich Millionen Menschen durch die Straßen Teherans geschoben, friedlich, fast heiter. Sie verlangten politische Freiheiten, steckten Blumen auf die Gewehrläufe der Soldaten, und die Soldaten lächelten.

An diesem Morgen jedoch wurde alles anders. Der Schah hatte Kriegsrecht verhängt; die Leute, die zur Kundgebung auf den Platz vor der Apotheke kamen, wussten es nicht – oder es war ihnen gleichgültig. Die Soldaten rückten aus den Nebenstraßen an. Wenig später lagen zweihundert Tote auf dem Platz.

Dieser 8. September 1978 wurde später Teherans »Schwarzer Freitag« genannt. Es war ein Tag, wie es ihn in allen großen Erhebungen gibt, der Tag eines symbolträchtigen Verbrechens, mit dem sich das herrschende Regime so offensichtlich ins Unrecht setzt, dass es sich davon nicht mehr erholen kann. In den Gerüchten, von Mund zu Mund, von Flugblatt zu Flugblatt, stieg die Zahl

der Toten später immer weiter an, am Ende auf mehr als zehntausend. Vier Monate später floh der Schah aus dem Land.

Moqadassi, der Apotheker, war an jenem blutigen Freitagmorgen durch sein Stadtviertel gefahren, um Schwerverletzte zu versorgen. Zur Tarnung saßen Frau und Kinder mit im Wagen. Moqadassi hatte begonnen, gegen den Schah zu kämpfen, als er sechzehn war. »Bitte denken Sie nicht, wir Iraner würden die Gewalt lieben«, fügte er unvermittelt hinzu. »Ich habe meinen Kindern nie eine Ohrfeige gegeben.«

Draußen vor der Apotheke ist das Gedenken an die Toten der Revolution längst in Abgaswolken verweht. Der berühmte Platz ist heute eine Straßenkreuzung; Teherans Stadtplaner haben den historischen Ort zerschnitten und damit auch die Erinnerung an eine Zeit, als die Revolution noch nicht allein den Religiösen gehörte, sondern den vielen, dem Volk, den Apothekern, den Studenten, den Namenlosen.

Wenn Moqadassi aus dem Fenster sah, spürte er den Verlust stets aufs Neue, wie einen Schmerz, der in all den Jahren nicht vergangen war. »Es ist unfair, was sie dem Platz angetan haben.« Wir wussten beide, dass hier von viel mehr als einem Platz die Rede war.

Der Sieg der Revolution, sagte Moqadassi, waren die schönsten Tage seines Lebens. »Um das verstehen zu können, muss man die Schah-Zeit erlebt haben. Fast jeder, den ich auf der Straße treffe, ist jung und hat keine Erinnerung. Es ist schwer, die Revolution zu verteidigen, obwohl wir doch nichts Unrechtes getan haben.«

Der Apotheker schwieg einen Moment. Dann sagte er: »Man fühlt sich manchmal sehr allein.«

Moqadassi war der Erste, bei dem ich etwas von der Einsamkeit der alten Revolutionäre begriff. Es mag seltsam klingen, dass Menschen mit ihrer Erinnerung an ein Ereignis alleine sind, dessen Lobpreisung doch Staatsdoktrin ist. Aber das ist es gerade. Iraner wie Moqadassi fühlen sich gleichsam doppelt enteignet. Weil die

Revolution bald einen Verlauf nahm, den nur die wenigsten gewollt hatten. Und weil jene Tage, die sie insgeheim noch immer mit Stolz erfüllen, ihnen in den Augen ihrer Kinder oft nur einen stummen Vorwurf eintragen.

Von den Rissen, die sich durch die iranische Gesellschaft ziehen, ist jener zwischen den Generationen der schmerzlichste. Die Bevölkerung hat sich seit 1979 mehr als verdoppelt. Jeder Zweite ist unter dreißig, und in dieser großen jungen Bevölkerung finden viele unbegreiflich, wofür sich ihre Eltern begeisterten. Die allermeisten Iraner und Iranerinnen, die heute über fünfzig sind, haben als junge Männer und Frauen die Revolution unterstützt, waren zumindest Sympathisanten. Warum das so war, darüber wissen ihre Kinder erstaunlich wenig. In den Familien haben viele Ältere den Jüngeren nichts von ihrer Erfahrung erzählt, aus Scham darüber, was aus der Revolution geworden ist, oder aus Angst, nur auf Unverständnis zu stoßen.

Im Schulunterricht werden Namen und Daten auswendig gelernt, dann rasch vergessen. Von der Vergangenheit bleibt ein Holzschnitt, ohne Farbe, ohne Leben: Der Schah wurde gestürzt, weil alle den Islam wollten. Übersättigt mit Parolen, erdrückt vom staatlichen Märtyrerkult vermögen viele Jüngere nicht zu erkennen, dass ihre Eltern, Tanten, Onkel für einige Tage ihres Lebens kleine Helden waren.

Auf alten Fotos, in vergilbtem Schwarzweiß, ist noch zu sehen, wie breit die Opposition gegen den Schah tatsächlich war, bevor sich auf alles der übermächtige Schatten von Ayatollah Khomeini legte. Junge Männer in dandyhaften taillierten Jacketts, manche mit langen Haaren. Junge Frauen ohne Kopftuch, das Haar modisch toupiert.

Der Grad aktiver Beteiligung unter den damals siebenunddreißig Millionen Iranern macht die iranische Revolution zu einer der großen Erhebungen der Weltgeschichte. Und sie führte tatsächlich zu einem profunden Wechsel von System, Macht und Eliten – ganz

anders als später die Stürze von Diktatoren während des sogenannten arabischen Frühlings. Ihnen folgten Restauration, Staatszerfall oder allenfalls bescheidene Reformen. Solche Ereignisse Revolutionen zu nennen, ist nur eine Marotte des Zeitgeistes. Die iranische Revolution hingegen verdient diese Bezeichnung; sie spielt aus historischer Sicht in einer Liga mit der Französischen und der Russischen Revolution. Im Vergleich mit diesen beiden war der Umsturz in Iran populärer und weniger blutig.

Doch der Nachwelt blieb von diesem großen Freiheitskampf ein irriges, ein ungerechtes Bild. Das gilt für den Westen, und es gilt ebenso für die offizielle iranische Sicht: Auf beiden Seiten wird die Revolution in der Rückschau auf eine religiöse Bewegung reduziert – und die religiösen Motive auf wenige Phrasen. So kommen sich zwei Propagandabilder erstaunlich nahe, auch wenn ihnen ganz unterschiedliche Motive zugrunde liegen.

Im Westen begann 1979, nach einem flüchtigen Moment der Faszination, die Islamophobie neuerer Zeit. Die Figur Khomeinis schien dafür wie geschaffen; »Ayatollah« wurde zum Synonym für einen gefährlichen Spinner. Viele westliche Medien reduzierten die Revolution bis heute auf die suggestive Macht Khomeinis: Als seien Millionen Iraner nur ein fanatisiertes Gefolge gewesen. Damals hat sich in der Berichterstattung eine Sicht auf Muslime etabliert, die bis heute wirksam ist: Sie werden primär als eine bloße Masse betrachtet, selten als handelnde, denkende Subjekte.

Historikern und Sozialwissenschaftlern fällt es bis heute schwer zu erklären, was 1978/79 in Iran geschah. Binnen weniger Monate stürzte eine überwiegend unbewaffnete Bewegung ein Regime, das sich auf eine der bestausgestatteten Armeen der Welt stützte und auf den Rückhalt der USA. Es war »The Unthinkable Revolution«, so formulierte es der amerikanische Soziologe Charles Kurzman.

Gewiss, auf dem Land darben die Iraner. Eine verfehlte Agrarreform hatte vielen die Existenz geraubt; verarmte Bauern flohen